

ANNA NASIŁOWSKA

Die Medien, die Politik und die Welt der schönen Worte Literarische Chronik 2004

Im August 2004 wurde sehr feierlich der sechzigste Jahrestag des Ausbruchs des Warschauer Aufstandes begangen. Fiel der fünfzigste Jahrestag in die Zeit kurz nach der Wende, als die Beschäftigung mit der Vergangenheit überflüssig schien, so war der sechzigste ein Moment des Erinnerns und der Reflexion. In Warschau ist endlich ein eigenes Museum für den Aufstand eröffnet worden (zu kommunistischen Zeiten war das unmöglich gewesen) und hat damit begonnen, Erinnerungsstücke von noch lebenden Teilnehmern des Aufstandes sowie Zeugnisse und Dokumente zusammenzutragen. Bei dieser Arbeit bat man um die Mithilfe der jungen Generation, die sich voller Enthusiasmus beteiligte. Das Buch des britischen Historikers Norman Davies über den Aufstand (»Powstanie '44« [Aufstand 1944]; Kraków: Wyd. Znak) wurde fast als ein Akt der Gerechtigkeit seitens Europas begrüßt. Erschienen sind auch zahlreiche historische Bücher polnischer Autoren (darunter von Władysław Bartoszewski). Tomasz Łubieński kommt in seinem Buch »Ani tryumf, ani zgon« (Weder Triumph noch Untergang; Warszawa: Wyd. Nowy Świat) noch einmal auf den alten Streit darüber zurück, ob der Aufstand ein unvermeidlicher Verzweiflungsakt des polnischen Untergrunds war oder ob man ihn als irrationale Entscheidung betrachten muss, die der polnischen Staatsräson entgegenstand. Łubieński selbst neigt der letzteren Meinung zu.

Am 14. August 2004 ist Czesław Miłosz gestorben. Das letzte Buch des dreiundneunzigjährigen Nobelpreisträgers war »Spizarnia literacka« (Die literarische Speisekammer; Kraków: Wyd. Literackie), eine Sammlung autobiographischer Essays, die zuvor schon im TYGODNIK POWSZECHNY erschienen waren. Der greise Dichter ruft hier etwas in Vergessenheit geratene Figuren des literarischen Lebens, Gedichte und Ereignisse in Erinnerung, und weil es sehr viele sind, hat der Herausgeber dem Band ein langes Personenregister beigefügt. Das Buch ist kein Abschiedsgruß des Dichters – das Motiv des Scheidens war in seiner späten Lyrik immer wieder aufgetreten. Es ist eher der Versuch, noch einige weitere Erinnerungsbruchstücke zu bewahren.

Um die Begräbniszeremonie für Miłosz (die schließlich am 27. August stattfand) und um seine Grabstätte kam es zu einem hitzigen Streit, den man leider nicht als Diskussion bezeichnen kann, da keine Argumente ausgetauscht wurden. Der würdigste Ort in Krakau ist die Krypta der Kathedrale auf dem Wawel, in der nicht nur die polnischen Könige ruhen, sondern auch die aus Paris überführten sterblichen Überreste von Adam Mickiewicz und Juliusz Słowacki. Unlängst hat man dieses nationale Pantheon um einen Sockel zu Ehren von Cyprian Kamil Norwid erweitert, und da der Dichter in Armut starb und in einem Massengrab beigesetzt ist, wurde nur etwas Erde vom Friedhof in Montmorency bei Paris hierher gebracht. Auf diese Weise ist eine Krypta für die drei großen romantischen Dichter entstanden. Czesław Miłosz hat sich nie nach der Rolle des seherisch begabten Nationaldichters gedrängt – man kann sogar sagen, dass er sich dagegen wehrte und im Namen der Verteidigung der künstlerischen und individuellen Freiheit von Verpflichtungen gegenüber dem Kollektiv distanzierte.

Ein zweiter würdiger Ort in Krakau ist die Paulinerkirche auf dem Skałka-Hügel, wo die sterblichen Überreste der romantischen *poetae minores* sowie von Stanisław Wyspiański ruhen. Hier beschloss man Miłosz beizusetzen, doch sofort starteten katholisch-konservative Gruppierungen eine Kampagne gegen eine solche Ehrung des Verstorbenen. Radio Maryja, das in vielen Fragen eine weitaus fundamentalistischere Position vertritt als die polnische katholische Bischofskonferenz und gelegentlich sogar im offenen Streit mit den Kirchenoberen liegt, versuchte mit einer Kampagne Druck auszuüben. In Krakau kam es zu Demonstrationen gegen eine Beisetzung Miłoszs auf dem Skałka-Hügel; Teilnehmer waren vor allem ältere Frauen sowie die rechtsgerichtete Gruppierung Młodzież Wszechpolska (Allpolnische Jugend). Die laizistisch orientierte GAZETA WYBORCZA hingegen druckte Briefe des Papstes ab und erinnerte an Miłoszs persönliche Bekanntschaft mit dem Papst. Karol Wojtyła, der spätere Johannes Paul II., hat philosophisch-religiöse Meditationen und Dramen geschrieben, ist sich der Bedeutung Miłoszs als Dichter bewusst und hat sich auch immer wieder über ihn als Person geäußert – als Menschen, der auf der leidenschaftlichen Suche nach Gott sei (eine Formulierung, die auch die Möglichkeit von Irrtümern zulässt).

Miłosz war ganz gewiss nicht das Musterbeispiel eines strenggläubigen Katholiken; das belegt selbst noch sein Alterswerk »Traktat teologiczny« (Theologischer Traktat). Ein traditioneller Katholik befasst sich nicht mit

dogmatischen Fragen – dieses Thema überlässt er den Autoritäten der Kirche. Doch nicht einmal die Akzeptanz, die Miłosz's individualistisches Suchen von Seiten des Papstes – der für einen Katholiken doch die maßgebliche Autorität bedeuten muss – erfuhr, genügte den polnischen Gegnern des Dichters. Außer seinem Verhältnis zur Religion wurde ihm geradezu Vaterlandsverrat vorgeworfen, und zur Stützung dieser These berief man sich auf eigens präparierte Zitate aus seinen Werken. Sie stammten aus den Arbeiten von Jan Majda, einem pensionierten Mitarbeiter der Krakauer Jagiellonen-Universität, waren aus dem Kontext gerissen und so dargestellt, dass sie der offensichtlichen Intention des Schreibenden zuwiderliefen. Diese Kampagne hatte zur Folge, dass es in der Frage von Miłosz's Beisetzung lange keine abschließende Entscheidung gab. Bevor sich die Krakauer Behörden und der Krakauer Bischof Franciszek Macharski endgültig für die Beisetzung auf dem Skałka-Hügel aussprachen, wurde die öffentliche Meinung von immer neuen Erklärungen der Gegner wie der Befürworter umgetrieben, während der Paulinerorden, der die Begräbnisstätte verwaltet, objektive Schwierigkeiten geltend machte: Mal gab es keinen Sarkophag, mal mangelte es an Platz, dann wieder befürchtete man Unruhen während der Begräbniszeremonie. Die Zeremonie selbst verlief würdevoll, es gab eine Messe in der Marienkirche, und am Trauerzug nahmen etwa 7.000 Menschen teil, ohne dass die Gegner des Dichters den Verlauf störten.

In diesem Streit hat die traditionelle national-katholische Fraktion offen gegen jegliche Modernisierungstendenzen Stellung bezogen – auch auf katholischer Seite, wofür z.B. die Zeitschrift TYGODNIK POWSZECHNY steht. Das Sprichwort »Päpstlicher sein als der Papst« hat seine wörtliche Veranschaulichung gefunden. Die Brandmarkung aller, die eine andere Meinung haben, und die moralische Verurteilung von Personen anstelle eines Austausches rationaler Argumente hat seit Jahren Erfolg und blockiert die Diskussion über viele öffentliche Angelegenheiten wie etwa Abtreibung, die Einführung des Religionsunterrichts in den Schulen oder die Vermischung religiöser und staatlicher Symbolik. Seit einiger Zeit treten auch in der jungen Literatur Gegner eines jeglichen Relativismus und Verteidiger rigoroser traditioneller Werte hervor; ich bin in den vergangenen Jahren z.B. auf die Lyrik und die öffentlichen Äußerungen von Wojciech Wencel eingegangen. Diesmal ist selbst dieser junge Dichter zu dem Schluss gekommen, dass jedes Maß überschritten worden war; er distanzierte sich von seinen früheren Angriffen auf Miłosz und veröffentlichte in der Tageszeitung RZECZPOSPOLITA eine Erklärung, dass er die von NASZ DZIENNIK betrie-

bene Kampagne (an der sich auch Radio Maryja und der Fernsehsender »Trwam« beteiligten) nicht unterstützte.

Das Fehlen einer öffentlichen Debatte ist eines der Probleme, mit denen sich Polen herumschlägt. Zu kommunistischen Zeiten hatten viele literarische Diskussionen einen kryptopolitischen Charakter, und die Literatur war jahrelang eine unabhängige Plattform zum Austausch unterschiedlicher Anschauungen – nun zieht sie im Zusammenstoß mit der kommerziellen Kultur und mit neuen Medien den Kürzeren.

Der Fall, dass einem Schriftsteller der Übergang in die neue Wirklichkeit glückt und er versucht, in eine ernsthafte Diskussion mit ihr einzutreten, ist äußerst selten. Gelungen ist dies Jacek Bocheński: Seine unter dem Titel »Kaprysy starszego pana« (Die Launen eines älteren Herrn; Kraków: Wyd. Literackie) erschienenen Feuilletons sind individuelle Äußerungen voller Humor und Ironie, aber auch der Versuch, die Krise der Intellektuellenrolle zu verarbeiten. Bocheński schreibt dazu:

»Hunderttausendmal wurden in den letzten zehn Jahren diese Floskeln durchgekaut: Kompromittierung der Intellektuellen, Ende der Intelligenz mit ihrer Mission, an ihre Stelle wird die Mittelklasse (mit anderen Worten: die Geschäftsleute) treten, an die Stelle der Intellektuellen treten bezahlte Spezialisten, der Intellektuelle soll das zur Kenntnis nehmen und sich nichts anmaßen. Wie Cato der Ältere im Römischen Senat mit seinem »Karthago muss zerstört werden«, mit derselben Sturheit wurde – ob notwendig oder nicht – in Polen auf ungezählten Seiten, Rednertribünen und Konferenzen, im Fernsehen und im Radio verkündet, die Intelligenz werde, solle und müsse beseitigt werden. Damit endlich normale Verhältnisse einkehrten.«

In den achtziger Jahren schöpfte die Oppositionsbewegung ihre Kraft aus der Unterstützung, die sie seitens der Intellektuellen, insbesondere der Schriftsteller erfuhr; nach der Wende erwies sich deren moralistischer Argumentationsstil, der im Jahrzehnt davor gepflegt worden war, als nicht mehr zeitgemäß, und das ganze Milieu geriet unter den Druck des freien Marktes und der Massenmedien, die den Kampf gegen die Intellektuellen aufnahmen und sie als Überbleibsel der vorangegangenen Epoche behandelten, dessen man sich so schnell wie möglich zu entledigen habe. Überlagert wurde das alles noch von anderen Phänomenen: dem Übertritt vieler wichtiger Figuren der früheren Opposition in die Welt der Politik und der Wirtschaft in den neunziger Jahren, von deutlichen politischen Unterschieden, die vorher in dem einheitlichen Lager namens »demokratische Opposition« keine große Rolle gespielt hatten, oder schließlich vom Altern der früheren Elite

und der Notwendigkeit eines Generationenwechsels. Bocheński – Autor des Schlüsselromans »Boski Juliusz« (Der göttliche Julius, 1961), der als Analyse des Stalinismus und des Personenkults gelesen wurde, und einer jener Autoren, die in den achtziger Jahren im unabhängigen Presse- und Verlagswesen publizierten – schlägt nicht die Rückkehr zur überkommenen Rolle des Intellektuellen vor. Er sieht jedoch in der Abwesenheit der Intellektuellen in der öffentlichen Debatte einen Verlust, da sie zu einem Niveauverlust führe und da das Fehlen einer kritischen und individualistischen Sichtweise sowohl zu einem Gefühl der Entfremdung führe als auch die Produktion oberflächlicher Mythen erleichtere.

Janusz Głowacki hat nie zu den »Intellektuellen« gehört, sondern sich immer halb als Playboy, halb als Rowdy geriert. Und doch ist das Werk von Janusz Głowacki – einem Schriftsteller, dem der Durchbruch in Amerika geglückt ist und der zur Zeit abwechselnd in Warschau und New York lebt – eines der entscheidenden Bindeglieder, die die Kontinuität der polnischen Literatur sicherstellen. Sein jüngstes Buch »Z głowy« (Vom Kopf; Warszawa: Wyd. Świat Książki, die polnische Niederlassung des Bertelsmann-Konzerns) ist eine Art Autobiographie und enthüllt die Hintergründe des Erfolgs in Amerika, der Janusz Głowacki nicht hat abheben lassen. Er ist ironisch (auch selbstironisch) bis hin zur Boshaftigkeit, und sein Buch vereint eine hervorragende Beobachtungsgabe mit der Energie eines glänzenden Stils.

Hanna Kralls neues Buch »Wyjątkowo długa linia« (Eine ungewöhnlich lange Linie; Kraków: Wyd. a5) erzählt ein weiteres Kapitel aus der verschütteten Geschichte der polnischen Juden. Diesmal rekonstruiert die Autorin akribisch die Geschichte der Freundschaft zwischen Józef Czechowicz, einem außergewöhnlich begabten Lyriker von niederer sozialer Herkunft, und der deutlich älteren polnisch-jüdischen Dichterin Franciszka Arnsztajnowa. Das Lublin der Vorkriegszeit, die Geschichte der Gegenstände aus Arnsztajnowas Wohnung, ihr Tod im Ghetto unter nicht ganz geklärten Umständen und die Czechowicz heimsuchenden Vorahnungen seines eigenen Todes geben diesem Buch etwas Rätselhaftes. Hanna Kralls sparsamer, dramatischer Erzählduktus steht jedoch in einem Kontrast zu den besten Zügen an Czechowicz's Lyrik. Czechowicz ist ein Dichter von einer in andere Sprachen nicht zu übersetzenden Weichheit, seine Vorstellungswelt ist dem Traum und der Mythologie verwandt, und seine Satzperioden betören durch ihren Rhythmus, sie sind flüssig und semantisch unscharf. Die Sprache der Prosa ist demgegenüber rau und etwas trocken.

Zwei Danziger Autoren haben neue Bücher vorgelegt. Nach seinem nicht besonders gelungenen Roman »Złoty pelikan« (Der goldene Pelikan) veröffentlichte Stefan Chwin die hervorragenden »Kartki z dziennika« (Tagebuchblätter; Gdańsk: Wyd. Tytuł). Nachdem die Tageszeitung RZECZPOSPOLITA mit dem Vorabdruck polemischer Passagen aus diesem Buch begonnen hatte, brachte die dem Autor (der zu den Juroren des »Nike«-Preises gehörte) bislang überaus wohlgesonnene GAZETA WYBORCZA einen gnadenlosen Verriss. Damit war eine Diskussion von Anfang an unterbunden; sie entwickelte sich auch nicht weiter, denn die Rezensenten beschränkten sich in der Regel darauf, mit erleichtertem Seufzen festzustellen, dass der Schriftsteller nunmehr zu seiner alten Form zurückfinde. In den »Kartki z dziennika« macht der Autor des »Hanemann« (Tod in Danzig) seine eigene Rechnung auf: mit seinen Erinnerungen, mit der Geschichte, mit Freunden, mit den Erfahrungen der letzten Jahre. Er zeichnet Erinnerungsporträts von Menschen, denen er viel zu verdanken hat. Er ist ein unbeugsamer Individualist, der ohne Rücksicht auf Parteienklüngel und eingefahrene Konfliktlinien seine Meinung sagt. Er kann ironisch, spöttisch oder bitter sein. Als es um ein Gedicht von Czesław Miłosz zu Ehren des Papstes geht, widersteht er der Versuchung, ein wohlfeiles Lob auszusprechen, und nimmt das Dramatische an Miłosz's Text wahr. Auf die Bemerkung einer Nachbarin: »Ganz Polen liebt den Papst« reagiert er mit einer eigenen Erklärung: »Ich schweige. Ich liebe meine Frau. Und meine beiden Söhne.« Die Sphäre des Privaten ist die einzige, die nicht in Frage gestellt wird. Wie sich zeigt, bedarf es in Polen eines gewissen Muts, um derartige Erklärungen abzugeben. Der Gebrauch des Verstandes wird bisweilen als Provokation aufgefasst. »Es gibt keine größere Ausschweifung als das Denken«, schreibt Wisława Szymborska in einem ihrer Gedichte.

Paweł Huelles neuer Roman »Castorp« (Gdańsk: Wyd. słowo/obraz terytoria) ist eine Danziger Variation über diese aus dem »Zauberberg« entlehnte Figur. Huelles Hans Castorp kommt nach Danzig, um an der dortigen Technischen Hochschule Schiffbau zu studieren. Genüsslich unternimmt der Autor gemeinsam mit seiner Titelfigur nostalgische Spaziergänge durch die Straßen eines nicht mehr existierenden Danzig, beobachtet Straßen, Geschäfte, Straßenbahnen, lässt Castorp auch mit den Kaschuben zusammentreffen – eine für diesen höchst verwunderliche Begegnung – und zeigt die Distanz der deutschen Figuren gegenüber den Polen auf. Das Unbekannte ist beunruhigend, aber auch anziehend, und so verliebt sich Castorp in eine schöne Polin – eine Affäre, in der Theodor Fontanes Roman »Effi

Briest« eine Schlüsselrolle spielt. Huelles Werk ist also ein postmodernes Kaleidoskop voller Nostalgie und literarischer Bezüge, ein aus Anspielungen und entlehnten Motiven gewebter Spaß. Huelle imitiert auch die gutmütige Distanz Thomas Manns zu seinen Figuren, wenn er Castorp mit einer eigentümlichen Mischung aus Vertraulichkeit und Distanz behandelt. Es lässt sich jedoch nicht verschweigen, dass er aus seiner Titelfigur letzten Endes einen gutherzigen Waschlappen macht, und weil die übrigen Protagonisten nicht sehr scharf gezeichnet sind, erreicht der Roman nicht das geistige Format des »Zauberbergs«... Selbst die Liebesgeschichte ist auf ein einziges Gespräch reduziert, doch die raffinierte und überraschende Pointe entschädigt für diese Enttäuschung. Der Wert von Paweł Huelles Roman liegt darin, dass er Fremdheit überwindet. Vor den politischen Veränderungen des Jahres 1989 war das deutsche Danzig ein Tabuthema und in der polnischen Literatur schlechterdings nicht existent. Huelles Roman zeigt, dass sich der polnische Schriftsteller in dem neuen Raum bereits ungezwungen bewegt, aber nicht so wohl fühlt, dass er die Grenzen der gegeneinander abgeschlossenen Welten überschreiten und dramatische Zusammenstöße provozieren würde, wie dies Günter Grass getan hat. In seiner Prosa vermeidet Huelle eine unmittelbare Einmischung in Fragen der Gegenwart – anders als in seinen publizistischen Texten. Eine seiner Kolumnen (sie erschien in der RZECZPOSPOLITA) war gegen Pater Jankowski gerichtet, den legendären Priester der »Solidarność«, der sich in einen hochmütigen Menschen, Antisemiten und Nationalisten verwandelt hat, und führte zu einem Prozess. Es ging vor allem um das Wort »Gauleiter«, das Huelle benutzt hatte.

Es gibt Gründe für die anhaltende Weiterentwicklung der literarischen Suche nach Erfahrungen, die das Zusammentreffen verschiedener Kulturen und den Nachweis eines multikulturellen Geflechts im Rahmen der Polonität, also die Überwindung eines ethnischen, monokulturellen Konzepts von Identität ermöglichen. Da sich diese Strömung auf die Wurzeln beruft, hat man sie »Wurzelliteratur« getauft. In »Judas« (Judas; Warszawa: W.A.B.), einem Roman über das polnisch-weißrussische Grenzgebiet, erzählt Włodzimierz Pawluczuk die Geschichte eines Pseudopropheten im Grenzland. Unter der Schicht einer stark mit Mythologie und sakralen Symbolen durchsetzten Erzählung zeichnen sich eine politische Ebene und das Motiv der mit dem Auftritt des NKWD verlorenen Unschuld ab. Eustachy Ryłski, der in den achtziger Jahren debütierte, hat den Roman »Człowiek w cieniu« (Der Mann im Schatten; Warszawa: Wyd. Świat

Książki) veröffentlicht, in dem er das polnisch-russische Thema wiederaufgreift.

Als Spezialist für Multikulturalität galt stets Andrzej Stasiuk. In seinem neusten Werk »Jadąc do Babadag« (Auf der Fahrt nach Babadag; Wołowiec: Wyd. Czarne) erkundet er den Balkan. Vernachlässigung, Verfall, das Bild vom »schlechteren Teil Europas« – das sind die Grundzüge seines Berichts, der aus einzelnen Momentaufnahmen besteht. Die einzelnen Bücher dieser Strömung der Prosaliteratur scheinen jedoch vorhersehbar geworden zu sein. Eine erfrischende Überraschung war hingegen die Weiterführung dieser Strömung in der Lyrik. Ich meine damit Tomasz Różycki »Wurzel«-Poem »Dwanaście stacji« (Zwölf Stationen; Kraków: Wyd. Znak), dem die Darstellung eines Mosaiks von Erfahrungen und Kulturen gelungen ist. Der junge Lyriker geht über die Abstraktheit der poetischen Sprache hinaus, sein Werk ist die ganz subjektive Aufzeichnung einer Familiengeschichte. Sie folgt einem bekannten Modell, das sich in der polnischen Prosa der letzten Jahre häufig wiederholt: Repatriierung aus der Ukraine, Vertrautwerden mit dem neuen Wohnort (in diesem Fall geht es um Opole), eine sentimentale Wallfahrt ins Grenzland unter der Leitung des bereits in der neuen Welt geborenen Enkels. In Różyckis Dichtung finden sich auch amüsante Referenzen auf Mickiewiczs »Pan Tadeusz«. Das erzählerische Vermögen, die Modernität sowie die gelungene Verschmelzung der privaten Erfahrung mit einem in der polnischen Literatur seit langem präsenten Muster brachten es mit sich, dass Różyckis Poem enthusiastisch aufgenommen wurde und der Dichter (Jg. 1970) den diesjährigen Kościelski-Preis erhielt.

Ein mit Spannung erwartetes Buch war Olga Tokarczuks neuer Roman »Ostatnie historie« (Letzte Geschichten; Kraków: Wyd. Literackie). Über ihren Wohnort, ihr Haus in den Sudeten sagt die Autorin in einem Interview für die Monatszeitschrift *NOWE KSIĄŻKI* (Nr. 8/2004): »Das ist ein Land des Übergangs, das niemandem gehört. Weder den Deutschen, die hier weggegangen sind, noch den Polen, die hierher gekommen sind. Ein Land, das erst noch anzueignen ist; schön und geheimnisvoll; ein Grenzland in der Mitte Europas, das danach verlangt, erzählt zu werden.« Tokarczuks neuester Roman besteht aus drei separaten Teilen, in denen die Geschichten der Großmutter, der Tochter und der Enkelin erzählt werden. Die Großmutter ist Ukrainerin; ihr ungeliebter Mann ist polnischer Abstammung, daher müssen sie sich erst verstecken und viele traumatische Erfahrungen durchmachen, dann schließlich ihre Heimat verlassen und mit der Welle der Nachkriegsflüchtlinge, die als »Repatrianten« bezeichnet wur-

den, nach Niederschlesien übersiedeln. Diese Geschichte, die für eine ganze Gruppe von Zwangsansiedlern in den sogenannten Westgebieten nach 1945 sehr repräsentativ ist, wird zu einem Zeitpunkt erzählt, da die Initiativen des Zentrums gegen Vertreibungen und deutsche Forderungen nach Entschädigung und Rückgabe von Eigentum in Polen Beunruhigung hervorrufen. Olga Tokarczuk tritt nicht in politische Diskussionen ein, sondern stellt ein bestimmtes Schicksal dar, das von den historischen Umständen geprägt ist. In der Ukraine zu bleiben, wäre für jene Familie ganz und gar unmöglich gewesen: Ihr hätte entweder die Deportation ins Lager seitens der Kommunisten oder die blutige Ermordung durch ukrainische Nationalisten gedroht. Die ethnischen Säuberungen wurden mit äußerster Brutalität durchgeführt, aber die Entscheidung für Polen bringt auch die Notwendigkeit mit sich, einen Teil der eigenen Identität zu verbergen und sich eine neue, monokulturelle zu schaffen. Es ist eine sehr wichtige Geschichte – daher ist es umso bedauerlicher, dass sie nicht ohne gewisse psychologische Inkonsequenzen erzählt wird. Der Geschichte der Großmutter folgen zwei andere, die – auch sprachlich – belangloser und schlicht uninteressanter sind. Es ist schwer einzusehen, warum das (erworbene, von keiner besonderen Ausbildung gestützte) Polnisch der Großmutter reicher sein sollte als die Sprache der Tochter und der Enkelin. Es liegt eine gewisse Logik in dieser Kombination – die Welt ist exotisch; doch die Wirkung dieser Erweiterung der Perspektive ist eine umgekehrte: immer weniger Verwurzelung, immer größere Einsamkeit und Fremdheit, selbst dem eigenen Schicksal gegenüber.

Wenn wir schon bei der Literatur von Frauen sind, wollen wir auf Kryszyna Koftas Tagebuch »Lewa, wspomnienie prawej« (Die linke, eine Erinnerung an die rechte; Warszawa: W.A.B.) hinweisen, das von ihrem Kampf gegen den Brustkrebs erzählt. Izabela Filipiak hat den Prosaband »Alma« (Kraków: Wyd. Literackie) veröffentlicht. Der Text, der mit der Fiktion eines gefundenen Manuskripts arbeitet, ist eine finstere Phantasmagorie, in der die Heldin in die »Hölle der Frauen« hinabsteigt. Izabela Filipiak hat vor einigen Jahren in vielgelesenen Zeitschriften (im COSMOPOLITAN, später in VIVA) ihr Coming-out vollzogen und sich zu ihrer Homosexualität bekannt. Ihr Debüt war spektakulär, doch ihre letzten Bücher, »Twórcze pisanie dla młodych panien« (Kreatives Schreiben für junge Fräulein) und die Feuilletonsammlung »Kultura obrażonych« (Die Kultur der Beleidigten; beide Warszawa: W.A.B.), stießen auf kein sehr großes Interesse, obwohl sie im Vergleich zu ihren Anfängen, dem Sammelband »Śmierć i spirala« (Tod

und Spirale) und dem Roman »Absolutna amnezja« (Absolute Amnesie), für schriftstellerische Reife stehen. Filipiak erweist sich immer mehr als eine unbequeme Autorin – sie geht weder mit dem kulturellen Mainstream konform, noch hält sie sich an die politische Korrektheit der homosexuellen Minderheit, die immer wieder das Recht auf die Legalisierung von Partnerschaften und auf die Adoption von Kindern einfordert (auch auf der Straße, was auf Verwunderung stößt und sogar feindliche Reaktionen hervorruft; so endete zum Beispiel ein Demonstrationszug 2004 in Krakau in einer Schlägerei mit rechtsgerichteten Jugendlichen, und in Warschau hat Stadtpräsident Lech Kaczyński Demonstrationen von Schwulen und Lesben verboten). Im Zusammenhang mit dieser Welle hat Magdalena Okoniewskas Tagebuch »Mój świat jest kobietą. Dziennik lesbijki« (Meine Welt ist eine Frau. Tagebuch einer Lesbe; Gdańsk: Wyd. Jacek Santorski & Co) ein sehr großes Interesse gefunden, obwohl es sich nicht um ein literarisches Werk handelt. Die Autorin hat sich jedoch unter ihrem eigenen Namen geoutet und zeigt die Probleme ihres Milieus. Am interessantesten an ihrem Tagebuch ist für mich nicht das Motiv der Ablehnung seitens der heterosexuellen Mehrheit (hier fällt ein eindeutiges Resümee schwer, die Reaktionen der verschiedenen Gruppen sind unterschiedlich, im Allgemeinen herrscht Gleichgültigkeit vor), sondern der Ausschluss aus der religiösen Gemeinschaft der Zeugen Jehovas und die Beschreibung drastischer Methoden des psychischen Drucks.

Schreibende Frauen sind jedoch nicht automatisch rebellisch. Die Schauspielerin Joanna Szczepkowska hat den Erzählungsband »Fragmenty z życia lustra« (Fragmente aus dem Leben eines Spiegels; Kraków: Wyd. Literackie) herausgegeben, dessen Helden es mit Magie und Geheimnis zu tun haben. Szczepkowska, eine Enkelin des Schriftstellers und Antike-Experten Jan Parandowski, ist eine ihres Handwerks bewusste Autorin – sie veröffentlicht seit Jahren Feuilletons, und das geschriebene Wort liegt ihr allmählich mehr am Herzen als die flüchtige Kunst der Schauspielerei. Zumal sie sich hier für hohe Standards ausspricht und im Namen der Verteidigung der Professionalität angekündigt hat, ihre Zusammenarbeit mit dem Fernsehtheater zu beenden, das nicht mehr seine frühere Funktion erfüllt, den Zuschauern anspruchsvolle Dramen näherzubringen, und in das Oberflächlichkeit und Kommerz eingezogen sind. Krystyna Janda, eine andere schreibende Schauspielerin, führt ein Internet-Tagebuch (Blog), das sie dann veröffentlicht. Ein abfälliger Kommentar über ihre Kollegin Szczepkowska, der in Jandas Blog erschienen ist, wurde zum Auslöser eines offenen Konflikts in

Theaterkreisen. Janda hat das Ensemble des Warschauer Teatr Powszechny verlassen – sicher kann sie es sich leisten, denn seit ihrer Rolle als Agnieszka in Andrzej Wajdas »Mann aus Marmor« ist sie ein großer Star.

Barbara Kosmowska und Katarzyna Grochola sind gegenwärtig, was die weibliche Leserschaft angeht, die wichtigsten Namen auf dem Gebiet des Romans. Eine Variante des trivialen Frauenromans ist Anna Boleckas »Concerto d'amore« (Warszawa: W.A.B.). Der Versuch, einen Liebesroman mit literarischem Anspruch zu schreiben, scheint mir nicht sehr geglückt. Der Gattung des trivialen Frauenromans würde ich auch das Werk von Janusz L. Wiśniewski zurechnen, dem Autor von »Samotność w sieci« (Einsamkeit im Netz), deren Auflage bei 137.000 Exemplaren gelegen haben soll. Soeben ist ein weiterer Liebesroman erschienen; er trägt den Titel »Los powtórzony« (Das wiederholte Schicksal; Warszawa: Wyd. Prószyński i Ska). Das Motiv der Internet-Liebe kehrt hier ebenso wieder wie manche der Figuren.

Die Debütanten der neunziger Jahre werden nicht mehr den jungen Autoren zugerechnet. Die Aufmerksamkeit richtet sich nun auf die noch Jüngeren, die in den siebziger oder achtziger Jahren geboren sind. Der außergewöhnliche Erfolg von Dorota Maślowska hat den Wunsch geweckt, ihn zu wiederholen. Jung zu sein genügt aber nicht, um Schemata zu überwinden und etwas zu sagen zu haben. Weder Maślowskas Verlag Lampa i Iskra Boża noch der Czarne-Verlag, die beide auf der Suche nach neuen Gesichtern sind und weitere junge Autoren herausgebracht haben, konnten Persönlichkeiten lancieren, die mit Maślowska vergleichbar wären. Agnieszka Drotkiewicz Roman »Paris, London, Dachau« (Warszawa: Lampa i Iskra Boża) ist das unbeholfene Tagebuch eines selbstverliebten weiblichen Snobs, der glaubt, die Verwendung der entsprechenden Kosmetika und modische Kleidung garantierten einen Erfolg in der Gesellschaft und im Gefühlsleben. Und auch wenn die Autorin selbst ein gewisses Bewusstsein der Ironie hat, so ist ihre Prosa doch einfach nur maniert. Grzegorz Kopaczewskis Buch »Global Nation. Obrazki z czasów popkultury« (Global Nation. Bilder aus der Zeit der Popkultur; Wołowiec: Wyd. Czarne) ist eine nette kleine Erzählung über einen jungen Polen, der in London Gelegenheitsarbeiten nachgeht und sich in einem Kreis von Altersgenossen aus aller Herren Länder bewegt. Auch wenn das Thema aktuell ist, weil es nach dem Beitritt zur Europäischen Union Tausende junger Polen auf der Suche nach Arbeit nach England gezogen hat, ist das literarische Niveau dieses Textes doch schlichtweg dürftig. Aber vielleicht bin ich auch nicht der idea-

le Rezipient; die Missachtung der »Hochkultur«, die Selbstverortung in der Popkultur und sogar eine gewisse sprachliche Schludrigkeit sind in der Prosa der jungen Generation oftmals bewusste Verfahren. Sławomir Shutys Roman »Zwał« (Der Haufen; Warszawa: W.A.B.) ist der Versuch, den Schock der Konsumgesellschaft zu verarbeiten. Die Hauptfiguren arbeiten in einer Bank, ihre Beziehungen untereinander machen zunächst einen idyllischen Eindruck – erst später nehmen wir hinter dem sentimentalischen Schein kalte Manipulation und Absurdität wahr. Shuty ist als Autor des ersten polnischen Hypertext-Romans bekannt geworden: »Blok« (Der Block) schilderte das Leben in einem Wohnblock und konnte in beliebiger Reihenfolge gelesen werden. Es gab von dem Text keine gedruckte, sondern nur eine digitale Version auf Diskette. Mirosław Nahacz's zweiter Roman »Bombel« zeichnet das Bild eines polnischen Dorfs nach dem Bankrott des staatlichen Landwirtschaftskombinats. Hier ist der literarische Einfluss von Daniel Odija und Andrzej Stasiuk zu spüren, aber auch die gleiche Hassliebe gegenüber der dargestellten Welt, die sich im Vergleich zu den Mustern von Karriere und Konsum als so etwas wie Abfall ausnimmt. Eine bestimmte Spielart des Zynismus ist die Reaktion auf eine Situation, in der Formen, die man nicht akzeptiert, nicht zurückgewiesen werden können. Wenn es keinen Raum für Rebellion gibt, macht sich desillusionierte Anpassung breit. Die jungen Autoren haben begonnen, »sich zu engagieren« – sie verwerfen jeden Ästhetizismus, und die beste Form, um das Chaos der Welt abzubilden, sehen sie in unartikuliertem Gestammel.

Diese Verallgemeinerung trifft freilich nicht auf alle zu. Anders denkt ganz bestimmt Wojciech Kuczok, dessen letztjähriger Roman »Gnój« (Jauche; in der letzten Folge dieser Chronik habe ich mich lobend zu ihm geäußert) in diesem Jahr mit dem prestigeträchtigen Nike-Preis ausgezeichnet wurde. Und das ist nicht der einzige Erfolg: Magdalena Piekor's Debütfilm »Pręgi« (Striemen), zu dem Kuczok das Drehbuch geschrieben hat, bekam den ersten Preis beim Festival des Polnischen Films in Gdingen! Ausgangspunkt war hier der Plot des Romans »Gnój«, ergänzt um einen ausführlichen Handlungsstrang über das gegenwärtige Schicksal eines jungen Mannes, der als Kind auf übelste Weise behandelt worden ist. Soeben ist bei W.A.B. das nächste Buch von Wojciech Kuczok erschienen: der Erzählungsband »Widmokrąg«. Es ist leider etwas schwächer, zeugt aber von schriftstellerischem Talent und Arbeit an der Sprache.

Merkwürdig sind die Wandlungen der katholischen Orientierung, die sich in viele verschiedene Strömungen teilt. Andrzej Horubała's zweiter Ro-

man »Umoczeni« (Die Eingetauchten; Warszawa: Wyd. Prószyński i Ska) verbindet eine offensichtliche Vorliebe für die Beschreibung erotischer Szenen mit einem politisch rechtsgerichteten Enthüllungsdrang und starken Akzenten, wie sie für den katholischen Roman charakteristisch sind (ein Priester als positiver Held, die Geschichte seiner Zweifel und seine moralische Lebensbilanz). Cezary Michalskis zweiter Roman »Jezioro radykałów« (Der See der Radikalen; Warszawa: Wyd. Prószyński i Ska) ist ebenfalls ein interessanter Beitrag zur Geschichte der radikalen Rechten und zum Scheitern der Ideale, die von den Politikern verraten wurden. Die Hauptfigur leidet: »Der polnische Mann ist heute das schwächste und kränkste aller Tiere. Könnte Nietzsche uns heute sehen, würde er sich nicht mehr den Stammbaum eines polnischen Sarmaten zuschreiben.«

Abschließend noch einige Informationen im Telegrammstil. Erschienen ist ein neuer Roman von Jerzy Pilch: »Miasto utrapienia« (Die Stadt der Kümernisse; Warszawa: Wyd. Świat Książki) gilt allgemein als misslungen, doch gerade beginnt im Teatr Narodowy die Arbeit an der Inszenierung von Pilchs Drama »Narty ojca świętego« (Die Skier des Heiligen Vaters). Manuela Gretkowska hat es wie üblich nicht verabsäumt, die Leser über den weiteren Verlauf ihres abenteuerlichen Lebens zu unterrichten (»Europejka« [Die Europäerin; Warszawa: W.A.B.]), und diesmal ihre Ausreise aus dem Land des Schreckens angekündigt. Für einen Moment wurde das träge dahinfließende literarische Leben von Mariusz Maślankas Erzählung »Bidul« (Armer Kerl; Warszawa: Wyd. Świat Książki) über einen Jungen aus dem Kinderheim aufgestört. Erschienen ist auch ein weiterer Band von Julia Hartwig: »Zwierzenia« (Bekenntnisse; Warszawa: Wyd. Sic!), die Fortführung der vor einigen Jahren veröffentlichten Notizen »Błyski« (Blitze). Ryszard Kapuścińskis neues Buch »Podróże z Herodotem« (Reisen mit Herodot; Kraków: Wyd. Znak) ist eine Art autobiographischer Essay über die Jahre des Reisens; Bezüge auf Herodot bilden das Leitmotiv. Die Werke und Ideen des griechischen Historikers haben den Schriftsteller jahrelang begleitet, und in der Rückschau erweisen sie sich als Schlüssel zu vielen Problemen der heutigen Welt. Schade, dass Polen zu Herodots Zeiten ein unbekanntes Land war. Einen Schlüssel zu unserer Wirklichkeit sucht man bei ihm vergebens.

Aus dem Polnischen von Jan Conrad